

Bericht über die Studienfahrt des Historischen Vereines für Steiermark nach Persien 17. – 26. Februar 2017

„Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was [ver]erzählen ...“ Unter dieses Motto, ein Zitat von Matthias Claudius, stellte der Organisator und Reiseleiter Ass.-Prof. Dr. Robert F. Hausmann die 52. Mehrtagesfahrt des Historischen Vereines. Im Rahmen dieser, bereisten 52 Teilnehmer vom 17. bis 26. Februar 2017 die Zentralebene des antiken Persien, des heutigen Iran.

Im Folgenden werden Schlaglichter auf einige der Erlebnisse der Reise, Dinge, die die Gruppe vor Ort erfuhr, sowie einige Eindrücke, die der Verfasser während der Fahrt gewann, geschildert. Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird ausdrücklich nicht erhoben. Der Versuch, einen chronologisch gegliederten, nach Tagen geordneten Bericht zu verfassen, musste ob der schiereren Menge an Information sowie besuchten Orte und der dadurch erreichten Textlänge verworfen werden. Für einen Überblick über die historischen Entwicklungen und Hintergründe der Sehenswürdigkeiten, sowie den Iran allgemein darf auf das exzellente und ausführliche Begleitheft zur Studienfahrt, welches Robert Hausmann verfasst hat, verwiesen werden.

Vorweg ist festzuhalten, dass das Bild, das sich der Reisende vom Iran während unserer neun Tage dort machen konnte, anders ist als man es, vor allem auf Grund der medialen Berichterstattung zu Hause, erwarten würde. Obwohl die Ausstellung der Visa, einer für mitteleuropäische Reisende nicht mehr alltägliche und für manche gar anachronistisch wirkende Notwendigkeit, längere Zeit in Anspruch nahm, verliefen die Ein- und Ausreise problemlos. Ansonsten hatte die Gruppe mit der Staatsmacht der islamischen Republik keinerlei Kontakt. Diese trat – so das Empfinden des Verfassers – nicht mehr oder weniger in Erscheinung als in anderen Ländern auch. Generell kann die Einstellung, mit der man uns als Fremde im Iran begegnete, als durchgehend äußerst herzlich und interessiert beschreiben. Dies deckte sich mit den Ausführungen unseres extrem freundlichen und kompetenten einheimischen Reiseführers Ahmad Ali Pourzal, der uns gleich zu Beginn darlegte, dass man als Europäer oder Nordamerikaner im Iran gerne gesehener Gast ist. Selbst der einfache Mann auf der Straße wisse, dass man sich durch den Alkoholverzicht und der Kopftuchpflicht in den gewohnten Freiheiten einschränke. Der Wille dies zu tun wird als Bekundung eines echten Interesses für das Land und seine Kultur gewertet und dies werde sehr geschätzt. Auch werde, laut Pourzal, das Kopftuchgebot für Damen nicht derart streng gehandhabt wie man es vielleicht vermuten würde: Beim Verlassen der „privaten“ Räumlichkeiten, wie des Hotelzimmers oder auch des Busses, sollte das weibliche Haar zwar zumindest halb bedeckt sein; wenn diese Vorgabe jedoch nicht eingehalten wird, würde aber wahrscheinlich niemand die Besucherin direkt darauf ansprechen. Vielmehr würde man wohl an ihn als einheimischen Begleiter herantreten, auf den Umstand hinweisen und um ein Einwirken auf die Besucherin bitten. Da die Reisegruppe jedoch allzeit bestrebt war, den Gebräuchen des Gastlandes zu entsprechen, kam es zu derartigen Aufforderungen nie. Dabei stellten die Teilnehmerinnen

bald fest, dass das Verhüllen und Bewegen in einem Tschador, also in einem tatsächlich vom Scheitel bis zu den Knöcheln reichenden Tuch, für die ungeübte Trägerin gar nicht so einfach ist. Glücklicherweise war diese züchtigere Bekleidung jedoch nur bei einigen wenigen ausgewählten schiitischen Heiligtümern erforderlich.

Unser Führer schien insgesamt bemüht, uns ein ausgewogenes und realitätsnäheres Bild des Iran zu vermitteln, da dieses – nach seiner Erfahrung – gerade im Westen oftmals stark verzerrt bis falsch ist. Ein Umstand, der übrigens auch durchaus umgekehrt gelte, da die Iraner zumeist nur die medialen Bilder aus dem Westen kennen würden, die dieser vorzugsweise selbst verbreitet und die ihn als freizügige Party-Gesellschaft zeigen, die das Leben genießt und nicht arbeiten muss. Pourzal betonte, dass die Iraner auch heute das freie Denken nicht aufgegeben haben und auf diese Tradition sehr stolz sind. Man könne bis heute auf offener Straße über die Regierung und selbst über Ayatollah Khomeini schimpfen, solange man alleine steht und sich keine Menschenansammlung bildet. Überhaupt ist das Verständnis, was sittlich ist und welche Verhaltensweisen durch den Islam geboten sind, schon immer – gerade im Iran – einem stetigen Wandel unterworfen gewesen. Bei der Besichtigung des Ali Qapu-Torpalastes in Isfahan verwies der Reiseführer darauf, dass es Berichte eines portugiesischen Missionars gibt, welcher das Land vor einigen hundert Jahren besuchte, in denen sich dieser über die „Unzüchtigkeit“ der Perserinnen beklagt, die mit ihrer Seidengewandung nichts wirklich verdecken würden. Wie gelebt wird und was erlaubt war bzw. ist, ist hier schon immer sehr stark vom Willen des oder der Herrscher abhängig gewesen. Dies bestätigte sich kurz darauf bei der Besichtigung der Wandmalereien im Vierzig-Säulen-Palast. Dort ist eine Feier anlässlich eines Vertragsabschlusses dargestellt, bei der Alkohol konsumiert wird. Man wisse, dass es Wein ist, so unser Führer, denn zwei der Abgebildeten könnten schon ohne Hilfe nicht mehr stehen bzw. ist einer sogar bereits bewusstlos. Die dargestellten Feiernden seien aber ebenso als gute Moslems zu sehen, die schon damals demselben Gott huldigten, wie die Iraner heute, erläuterte Pourzal. In der Geschichte des Landes würden sich lockere und strengere Auslegungen der Religion abwechseln, dies komme und gehe. Die Schlussfolgerung für am Weltgeschehen interessierte Menschen ist daher aus Sicht des Verfassers, dass man immer bestrebt sein sollte, sich selbst ein Bild von den tatsächlichen Verhältnissen vor Ort zu machen.

Dazu bot unsere Studienfahrt ausreichend Gelegenheit, denn an vielen der besuchten Plätze, Moscheen, Schreine und historischen Sehenswürdigkeiten ergab sich für einzelne Reiseteilnehmer die Gelegenheit mit Einheimischen in Kontakt zu kommen und sich ein wenig auszutauschen. Auch erfuhren wir natürlich durch unsere Besichtigungen selbst einiges über die iranische Kultur der Vergangenheit und Gegenwart, manches davon war durchaus überraschend. So ist der Muezzin, der die Gläubigen in der bei uns als streng religiös geltende Theokratie zum Gebet ruft, zwar auf den Bazaren gut zu hören, in Wohnvierteln darf aber selbst der religiöse Ausrufer nicht zu laut sein. Sollten sich die Bewohner gestört fühlen, können sie sich auch in der islamischen Republik mit ihrer Beschwerde an die Polizei wenden. Auch sind Moscheen im Iran keine Gotteshäuser im Sinne von Kultstätten, in denen

man Gott besonders nahe ist. Sie sind einfach Gebetshäuser in denen man sich zusammenfindet um gemeinsam zu beten. Die Schuhe würden primär ausgezogen um die Teppiche zu schonen und nicht – wie man als Fremder annehmen könnte – um eine besondere Ehrfurcht auszudrücken, erläuterte unser Begleiter. Dieser unverkrampfte Zugang bestätigte sich während unserer gesamten Reise: Wann immer wir eine „biologische Pause“ machten, hielt der Bus an einer Moschee. Kein einziges Mal nahmen Gläubige oder Geistliche Anstoß an der – in diesem Fall ob des Sinnbilds so zu bezeichnenden – Horde an westlichen Besuchern, die in längeren Schlangen vor den Sanitäreinrichtungen warteten oder sich im Hof des Gebetshauses aufhielten.

Moscheen stehen in der Tat, auch abseits der Sanitäreinrichtungen, westlichen Besuchern fast ohne Vorbehalt offen und werden teilweise auch gezielt genutzt, um mit ausländischen Besuchern in Kontakt zu treten. So gab es in einem Seitenhof der Imam-Moschee in Isfahan eine eigens eingerichtete Möglichkeit mit einem Mullah, also einem schiitischen Kleriker, ins Gespräch zu kommen. Diese Zugänglichkeit religiöser Stätten gilt ebenso für die zahlreichen Heiligtümer des Schiitentums. Nur in den größten und bedeutendsten wird nichtpilgernden Besuchern der Zutritt zu den Schrein-Räumen mit den Sarkophagen verwehrt. Dies hat jedoch, wie man uns versicherte, weitgehend keinerlei religiöse Gründe. Viel mehr sind Schreine, als Pilgerstätten wichtige Orte der religiösen Verehrung und zahlreiche Gläubige reisen unter großen finanziellen Entbehrungen von weit her an, um sie zu besuchen und den dort Bestatteten zu huldigen. In der Folge erleben manche Pilger vor Ort durchaus spirituelle, als intim zu bewertende, Momente. Da zahlreiche Touristen sich in der Vergangenheit nicht an die Bitte dies zu respektieren und nicht zu fotografieren hielten, wurde der Zugang zu den Schrein-Räumen letztendlich vollständig untersagt.

Die Größe, sowie die Menschenmassen im Shah Cheragh-Mausoleum in Shiraz und im Heiligtum der Fatemeh Masumeh in Ghom, jene zwei bedeutenden schiitischen Heiligtümer, die wir besichtigten, ließen deren religiöse Bedeutung für diese, global gesehen wesentlich kleinere Glaubensrichtung des Islam erahnen. Ähnlich wie katholische Wallfahrtsorte bei uns, waren und sind derartige Pilgerstätten auch ein wirtschaftlicher Faktor für die jeweilige Region. Unser Reiseführer verwies generell auf diverse Parallelen in der Ausformung der Glaubenspraxis im Katholizismus und im Schiitentum.

Neben den sehr bedeutsamen schiitischen Kultstätten besichtigte die Reisegruppe auch die Ruinen des antiken Persiens. So hielten wir am Grab König Kyros II. inne, das bereits Alexander der Große auf seinem Zug Richtung Indien besuchte und das die Islamisierung durch eine Umbenennung im Volksmund in das „Grab von König Salomons Mutter“ überstand. Besser erhalten als den nahe des Grabmals liegenden Residenzpalast fanden wir Persepolis vor, jene Palaststadt, die Darius I. um 518 vor Christus begründete und die auf keiner historischen Studienfahrt in den Iran fehlen darf. Einige der im Laufe von 120 Jahre errichteten Mauern mit ihren beeindruckenden Reliefs sind bis heute gut erhalten und lassen Rückschlüsse auf die damalige Politik und Herrschaftspraxis zu. Am berühmten ‚Tor aller Länder‘ konnten wir uns davon ein Bild machen, dass Graffiti kein Phänomen der modernen

Urbanisierung sind. Zahlreiche (jedoch fast ausschließlich europäische und nordamerikanische) Reisende des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts haben sich hier verewigt, indem sie ihren Namen, Stand, Zugehörigkeiten und ein Datum – teils in bewundernswert schöner Handschrift – in den Stein ritzten. Bezeichnenderweise ist es dieser primär von Diplomaten, Forschern und Offizieren begangene Vandalismus, der uns vor Augen führt, dass auch aus Eitelkeit begangene Beschädigung von Jahrtausende alten Kulturgütern nach etwas über hundert Jahren selbst zu einem historischen Zeugnis werden kann.

Bei den achämenidischen Felsengräbern nahe Persepolis erlebten wir dann eine Überraschung, welche gemäß dem eingangs erwähnten Reisemotto durchaus etwas zum Erzählen lieferte: Unser (erfolgreicher) Versuch ein Gruppenfoto auf der Treppe, die zu den Felswänden mit den Gräbern führt, zu machen, erregte den Unmut des mit der Sicherheit der Anlage betrauten uniformierten Wachmannes. Er kam aus seinem Häuschen hervor und redete auf unseren jungen Begleiter, David, ein Fotografiestudent, der sich durch die Betreuung von Reisegruppen in den Ferien etwas dazuverdiente, ein. Als dies nicht das gewünschte Ergebnis erzielte, wollte der Wachmann kurzerhand das Schild des Historischen Vereins an sich nehmen. Unser „Hoheitssymbol“ wurde jedoch von Robert Hausmann heroisch verteidigt, indem er es einfach nicht losließ, als der Uniformierte daran zog. Unser Reiseführer entfernte sich daraufhin mit dem Mann, um die Angelegenheit zu klären. Im Bus erläuterte Pourzal uns, dass der Wächter behauptet hatte, auf Grund eines Schreibens aus der Hauptstadt sei das Fotografieren mit Schildern oder ähnlichem ohne Genehmigung nicht mehr erlaubt. Auf Nachfrage unseres Führers, dem eine solche Regelung neu war, konnte der Wachmann das Schreiben aus Teheran jedoch nicht vorzeigen, was die Situation nicht erleichterte. Diese Episode wäre wohl eine kleinere Anekdote geblieben, hätte sich nicht danach auch noch folgendes zugetragen: Nachdem wir schon beim Verlassen der archäologischen Stätte den Eindruck hatten, man wolle, dass wir noch einmal anhalten, fuhr uns ein Wagen nach und veranlasste durch riskante Fahrmanöver unseren kurdischen Busfahrer Reza anzuhalten. Dem etwas verbeulten schwarzen Pkw chinesischer Herkunft entsprang sodann der Wächter der achämenidischen Felsengräber. Sichtlich erbost wollte er scheinbar die Angelegenheit mit unserem Reiseführer endgültig klären, wobei physische Elemente bei dem intendierten Austausch nicht ausgeschlossen schienen. Unser junger Reisebegleiter hielt den Mann jedoch davon ab den Bus zu betreten und drängte ihn mit einer Umfassung, die einer Umarmung glich, zurück. Kurz darauf war unser Fahrer zur Stelle, der den Mann mehrmals links und rechts auf die Wange küsste. Diese orientalische Deeskalationsstrategie fruchtete offenbar, denn der Uniformierte beruhigte sich und fuhr, nachdem er signalisiert hatte, dass nun alles in Ordnung sei, davon. Unklar blieb den Besuchern aus dem Abendland, ob die Küsse eine Geste der Besänftigung oder der Dominanz waren. Der Verfasser dieser Zeilen hatte jedoch stark den Eindruck dass sie eher letzteres symbolisierten.

Neben dem schiitischen Iran und dem antiken Persien, bot sich den Reisenden auch die

Gelegenheit, das Land von seiner multiethnischen bzw. multireligiösen Seite kennen zu lernen: In Isfahan besuchten wir das armenische Viertel Djolfa mit der Vank-Kathedrale, wo uns berichtet wurde, dass die Armenier im Iran sehr geachtet seien und als vorzügliche Händler gelten, die Wichtiges für die iranische Kultur und ihre Entwicklung geleistet haben. Die Ethnie hat bis heute aus früheren Zeiten tradierte Rechte inne. Die Regierung in Teheran spricht zwar, aus Rücksicht auf die zwischenstaatlichen Beziehungen mit der Türkei, im Hinblick auf die Ereignisse im damaligen Osmanischen Reich ab 1915 nicht von Völkermord, doch sahen die Reiseteilnehmer im Iran zwei Mahnmale, die an diesen erinnern und ihn beklagen. Auch gibt es im Iran jedes Jahr an den jeweils entsprechenden Jahrestagen Demonstrationen und Kundgebungen von Seiten der Armenier, die von den Behörden zugelassen werden. Es hat sich offenbar eine gewisse Routine eingespielt, dass der iranische Botschafter in Ankara an den Tagen nach solchen Protesten einbestellt wird. Eine diplomatische Bürde, welche die Regierung der islamischen Republik für ihre christliche Ethnie offenbar bereit ist in Kauf zu nehmen. An unserem letzten Tag in Teheran, einem Sonntag, besuchten wir eine weitere armenische Kirche. Die partielle Teilnahme an einem armenischen Gottesdienst bzw. das Gespräch mit einem Vertreter dieser Strömung des Christentums kam jedoch bedauerlicherweise nicht zu Stande, da der Geistliche nicht rechtzeitig eintraf.

In der Oasenstadt Yazd besichtigten wir eine Kultstätte einer immer noch bestehenden Vorläuferreligion der großen drei monotheistischen Religionen: einen zoroastrischen Feuertempel. Die Tempelanlage selbst ist nicht ganz so gestaltet, wie es sich der Verfasser von einer Kultstätte einer Religion erwartete, die älter ist als alle anderen monotheistischen Religionen. Dies ist jedoch kein Wunder, denn der Tempel wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichtet, gestiftet von einem reichen zoroastrischen Geschäftsmann aus den USA. Dies spiegelt sich im schlichten und „modernen“ Stil des Gebäudes wider, der nach den Ruinen von Persepolis und anderen Kultstätten des antiken Persiens, aus dessen Tagen die Religion Zarathustras zu uns herüberreicht, enttäuschend neumodisch wirkte. Im Inneren fanden die Besucher dann aber doch etwas Uraltes und Mystisches: Das rituelle Feuer, das hier lodert, soll seit über 1500 Jahren ununterbrochen brennen und wird auch heute mehrmals am Tag rituell mit neuer Nahrung versorgt. Unsere letzte Station in Yazd war ebenso mit dem zoroastrischen Glauben verbunden: Wir besichtigten die „Türme des Schweigens“. In diesen nach oben offenen Kultstätten, welche auf Hügeln am Rande der Stadt errichtet wurden, „bestatteten“ die Zarathustrier bis in die 1970er Jahre ihre Toten, nach dem ihnen überlieferten und gebotenen Ritus, indem sie sie buchstäblich den Geiern zum Fraß vorwarfen. Dies ist heute, offiziell aus hygienischen Gründen, untersagt und so müssen auch die Zarathustrier ihre Toten dieser Tage durch Beisetzung bestatten. Jedoch werden die Leichen der Gemeinde in Betonsarkophagen im Boden versenkt, da für diese Religion eine Beerdigung direkt im Boden wie das Christentum, Judentum und Islam sie praktiziert, eine Verunreinigung des heiligen Elements Erde bedeuten würde.

Weitere Höhepunkte unserer Studienfahrt stellten die Besuche zweier herausragender

Siedlungen dar: Der „unterirdischen Stadt“ Nushabad und des Orts Abyaneh, auch als das „rote Dorf“ bekannt. Nushabad wurde in alten Zeiten als Zufluchtsort bei Angriffen auf die nahegelegene oberirdische Siedlung errichtet. Dass es sich lediglich um Notquartiere handelt, wurde bei der Begehung klar, denn die Gänge waren so niedrig, dass viele Teilnehmer gebückt gehen mussten und die Räume boten keinerlei Komfort. Interessanterweise war dieser unterirdische Bau einige Zeit vollkommen in Vergessenheit geraten und wurde erst vor wenigen Jahren wiederentdeckt, als einer der Bewohner der darüber liegenden Siedlung einen Brunnen bohrte. Die älteren Einheimischen erinnerten sich jedoch noch daran, dass ihre Eltern erzählten, dass es in der Gegend eine verborgene, unterirdische Stadt geben soll und so wurde Nushabad wiederentdeckt. Neben einem Schutzeffekt, dürfte die Strategie sich vor Feinden unter der Erde zu verbergen, wohl auch eine psychologische Komponente gehabt haben: Man nimmt an, dass der Umstand, dass Invasoren eine menschenleere Lehmstadt vorfanden, die aber offensichtlich gerade noch bewohnt war und in der die Tiere noch im Stall standen – denn diese mussten zurückgelassen werden – viele Angreifer verängstigte und damit abschreckte.

Derartiger Fluchtorte bedurfte das rote Dorf Abyaneh kaum: Das abgeschiedene Oasendorf an den Hängen des Karkas-Gebirges ist bis heute nur langwierig über eine spärlich ausgebaute, kurvige Straße zu erreichen. Ob dieser Abgeschlossenheit hielten sich hier ein mittelpersischer Dialekt und der alte zoroastrische Glaube besonders lange. Heute ist sie jedoch ein Fluch: Wie auch in den abgelegeneren ländlichen Gebieten der Steiermark haben die jüngeren Bewohner das Dorf verlassen und sind in die Städte oder in die weite Welt hinausgezogen. Nach den Erläuterungen Pourzals sind die Kinder des Ortes fast durchgehend äußerst erfolgreich und können es sich daher auch leisten hier Ferienhäuser zu unterhalten, die sie einige wenige Wochen im Jahr nutzen. Zurück blieben die Alten, die sich durch Verkäufe von Früchten, Nüssen, Handwerkswaren und anderer Kleinigkeiten an Besucher ein kleines Zubrot verdienen. Der Aliasname des Dorfes kommt von der Farbe, die der hiesige Lehm den aus ihm errichteten Bauten verleiht. Beim Wandeln durch die engen Gässchen, die dem Gelände folgend einmal ansteigen, einmal fallen, bekommt man auch heute noch ein ungefähres Gefühl dafür, wie die Menschen hier wohl vor hunderten Jahren lebten. Eindrücklich in Erinnerung bleiben wird jenen Reisenden, die sie besuchten, wohl auch die älteste Moschee des Ortes mit ihrer detailliert gearbeiteten, kunstvollen Kassettendecke.

Bei einem Besuch in einem Zurkhaneh, einem für Touristen adaptierten „Haus der Stärke“ in Yazd, bekamen wir eine Vorführung der traditionellen iranischen Kraftsportarten dargeboten. Ihre Ursprünge reichen bis in die vorislamische Zeit zurück, weshalb sie nach der arabischen Eroberung, wie auch nach der mongolischen, nur im Untergrund praktiziert wurde. Durch die Vornahme einiger Adaptierungen wurde die Kampfkunst „islamkonform“. So bezogen sich die Gesänge und Ausrufe, die wir in der runden Arena hörten während die Sportler ihre Übungen vorführten, sowohl auf den Propheten Mohammed als auch den Iran. Teile der Bewegungsabläufe beinhalteten eine schnelles und äußerst beherrschtes um-die-eigene-Achse-Drehen der Athleten. Die Formen erinnerten dadurch an die Tänze der Sufi-

Mystiker, mit denen sie verwandt sind. Die Übungen, bei denen große Keulen und bogenähnliche Metallstücke verwendet werden, bedürfen eines großen Maßes an Koordination und Ausdauer. Zum Abschluss der Vorführung wurde uns sogar die Ehre zu Teil, dass der Vereinsvorstand, der in seinen jüngeren Jahren ein erfolgreicher Wettkämpfer war und ein Meister dieser alten Kunst ist, sein Sakko ablegte und sich an der abschließenden Darbietung beteiligte.

Für eine ganz andere Kunst, nämlich die der Dichtung, wird Hafiz, welcher mit bürgerlichem Namen Ḥāǧe Šams ad-Dīn Moḥammad Ḥāfez-e Šīrāzī hieß, verehrt. Er ist wohl der bis heute einflussreichste persische Dichter und Mystiker. Obwohl er im 14. Jahrhundert lebte und wirkte, findet sich sein bekanntestes Werk, der Diwan noch in unseren Tagen – neben dem Koran – in jedem iranischen Haushalt, berichtet uns Pourzal. Zu seinem Grabmal, welches unter einem Pavillon mitten in einer prachtvollen Gartenanlage in Shiraz gelegen ist, kommen bis heute seine Verehrer, Schulklassen, Studenten und Pärchen. Hier merkt man das erste Mal auch deutlich Stolz in der Stimme unseres Führer als er verkündete: „Sie haben sicher alle viel gesehen, aber das ist wirklich einzigartig in der Welt: Das Grab eines Dichters, der seit hunderten Jahren tot [†1390] ist, aber zu dessen Grab immer noch junge (verliebte) Menschen kommen...“ Wer wie wir das Privileg hatte, bei Sonnenuntergang durch die paradiesisch anmutende Anlage zu spazieren, versteht wieso: Zart kommt klassische iranische Musik aus Lautsprechern, die Menschen sind andächtig bis heiter, man fühlt sich ein wenig aus der Zeit gefallen und es fällt leicht die Gedanken schweifen zu lassen.

Ganz anders als die romantische Grabstätte des Dichters bot sich die letzte Ruhestätte eines anderen für die – unmittelbarere – iranische Geschichte bedeutenden Mannes dar: Mit dem Mausoleum des Ajatollah Khomeini haben die Vertreter der islamischen Revolution von 1979 ihrem Anführer ein Denkmal gesetzt. Bereits der Parkplatz, der auch Möglichkeit zu campieren bietet und auf dem Jugendliche unbefangenen Fußball spielen, ist als riesig zu bezeichnen. Das Mausoleum selbst hat gewaltige Ausmaße. Der Schrein-Raum kann von seiner Höhe her ohne Probleme mit einer großen Kathedrale mithalten und ist in seiner Kreuzform extrem weitläufig. Der Bau ist, gerade wegen seiner Ausmaße, nicht unumstritten. Konservative kritisieren, dass für Ajatollah Khomeini überhaupt eine solche Anlage gebaut wurde, da er in ihren Augen ein einfacher Mann war, der einfach lebte und der gewollt hätte, dass man das hier eingesetzte Geld für die vielen Armen aufwendet, die es im Iran noch gibt. Dem wird von den Befürwortern der Gedenkstätte entgegengehalten, dass Khomeini sich so sehr um das iranische Volk verdient gemacht hat – indem er nicht nur die Monarchie abschaffte, sondern ihm auch sein Selbstvertrauen wieder gab – dass ein Gedenkort dieser Größe angebracht sei. Im Schrein selbst stehen die Särge von Khomeini und dessen jüngeren Sohn Ahmad. Auch der derzeit amtierende oberste Religionsführer, Ajatollah Khamenei, ein Weggefährte Khomeinis, soll hier dereinst beigesetzt werden. Khomeinis Ehefrau wurde ebenfalls im Mausoleum beigesetzt, jedoch nicht im Schrein selbst, sondern daneben.

Unser Begleiter erklärt uns, dass es sich zwar um einen Ort des Respektes handelt, die ganze Sache aber nicht so ernst sei. Wenn man die Iraner heute auf den Revolutionsführer

anspreche, gebe es jene, die ihn verehren und jene, die über ihn schimpfen – durchaus auch öffentlich. Egal wie man zu ihm stehe, könnte aber attestiert werden, dass Khomeini der iranischen Geschichte eine Wendung gegeben hat und über großes Charisma verfügte. Neben Unterbringungsmöglichkeiten wie dem bereits erwähnten Camping-Stellplätzen und Hotels gibt es in der Anlage auch Seminar- und Veranstaltungsräume sowie Geschäfte. Von diesen sind – zur Überraschung des Verfassers – nur zwei Devotionalien im Zusammenhang mit dem Islam, der Revolution und dem Ajatollah gewidmet, die restlichen verkaufen Erfrischungen, Souvenirs nicht religiöser Art, Gebäck und ein Händler sogar Spielsachen. Dieser Spielzeugladen stach dem Verfasser dieses Berichts besonders ins Auge: nicht nur, da das Feilbieten von Plastikspielzeug, darunter zahlreiche Pistolen und Gewehre, an einem Ort des Totengedenkens für den westlichen Besucher an sich ungewohnt ist. Nein, in der Auslage dieses Ladens in der Mausoleums-Anlage des Führers der antiamerikanisch ausgerichteten islamischen Revolution finden sich auch zwei überproportional muskulöse Plastikmänner. Es handelt sich um die Actionfiguren amerikanischer Wrestler aus der Reihe „Wrestlemania“ und amerikanischer als der sogenannte „Wrestling Sport“ (welcher im Wesentlichen aus choreographierten Schaukämpfen und Showeinlagen mit überdramatisiertem Machogehabe besteht) geht es dann kaum. Ein weiterer Beleg für die Richtigkeit der Aussage unseres Reiseführers, dass das iranische Volk dem Westen, aber vor allem den USA und ihrer Kultur, durchaus zugetan ist, und zwar so sehr, dass selbst die Regierung der islamischen Republik in ihrer Rhetorik zwischen der US-Administration und der Bevölkerung der Vereinigten Staaten strikt unterscheidet.

Mit einer anderen „westlichen“ Innovation, die heute wohl globales Gemeingut ist, der Untergrundbahn, fuhren wir dann eine Station ins Hotel. Metrofahren in Großstädten haben auf den Mehrtagesfahrten des Historischen Vereines mittlerweile eine gewisse Tradition, erlauben sie doch einen kurzen Einblick in das tägliche Leben vor Ort und lassen einen – auf Grund der starken Frequentierung durchaus wörtlich – auf Tuchfühlung mit den Einheimischen gehen. In der Teheraner U-Bahn kommt noch das besondere Spezifikum hinzu, dass die Züge (weitgehend) geschlechtergetrennte Waggons haben: Vorne befinden sich die Abteile für Männer, hinten jene für Frauen. Allerdings ist dies keine absolute Trennung, die mittleren Waggons stehen beiden Geschlechtern zur Verfügung.

Auf dem Programm standen an den letzten Tagen die klassischen Besuchspunkte der iranischen Hauptstadt wie das National-, das Teppich- sowie das Juwelenmuseum und der Golestan-Palast. Den Großen Bazar durchquerten die Wagemutigen, die sich Pourzal und Hausmann anschlossen, schon fast Hand in Hand, so dicht waren hier die Menschenmassen. Wir verließen den Marktplatz in der Folge zwar ohne Verschollene beklagen zu müssen, dafür aber auch ohne Einkäufe. Einen solchen zu tätigen, hätte zu einem sofortigen Verlust des Anschlusses an die Gruppe und damit wohl zur vollkommenen Orientierungslosigkeit in den kilometerlangen Gängen des Bazars geführt. Bei einem kurzen Blick in den Garten der ehemaligen Botschaft der USA, jener diplomatischen Vertretung, die 1979 erstürmt und besetzt wurde, konnten wir uns ein eingeschränktes, aber intensives Bild davon machen, wie

aktiv und an die Gegenwart angepasst die Bewahrer der islamische Revolution, ihre gegen die USA gerichteten Botschaften bis heute gestalten. Unter den vielen im Garten aufgestellten Propagandaplakaten fand sich unter anderem eine Fotomontage, auf der das Gesicht des letzten US-Präsidenten Obama mit Turban und einem Bart zu sehen ist, der stark an Osama bin Laden erinnert. Darunter sind die Worte „The Terrorism“ zu lesen. Ein anderes Plakat zeigte unter dem Schriftzug „USAID“ vom Himmel fallende Bomben, deren unteres Ende den Kopf von Micky Maus darstellen und in den klassischen Farben der weltberühmten Comicfigur gehalten sind. Die ehemalige US-Botschaft ist heute ein Museum mit sehr eingeschränkten Öffnungszeiten. Der Halt erfolgte in erster Linie auf Grund des konstanten Nörgelns des Berichtverfassers, der an dieser Stelle dem Reiseleiter nochmal für dieses Entgegenkommen danken möchte.

Auch der berühmte Azadi-Turm, der wohl das Sinnbild für das moderne Teheran ist, zeigt, wie Revolutionen Deutungen uminterpretieren und verändern: Das riesige Turmbauwerk wurde zwischen 1969 und 1971 anlässlich des 2500-jährigen Jubiläums der persischen Monarchie unter dem Namen Shahyad-Turm als „Denkmal der Schahs“ erbaut. Im Revolutionsjahr 1979 wurde es in Azadi, sinngemäß „Freiheitsturm“, umbenannt. Gemeint, so erklärte Pourzal uns, ist die „Freiheit von fremdem Einfluss“, die den Iranern heute sehr wichtig ist. Da der Turm an sich gerade geschlossen war, war es nur einem Kleinstgrüppchen an den Rockzipfeln des, wie immer wagemutigen und findigen, Reiseleiters vergönnt, eine mehr oder minder private Führung zur Spitze zu bekommen und den Ausblick über die iranische Hauptstadt zu genießen. Für mehr als drei Besucher und den Bediensteten wäre in den Liften, die zur Spitze führen auch tatsächlich nicht Platz gewesen.

Viel wäre noch über den Iran und seine Sehenswürdigkeiten zu berichten, zahllose Moscheen, Prachtgärten und Bazare mussten in diesem Reisebericht unerwähnt bleiben – ebenso wie die vielen interessanten Details über Land und Leute, die wir aus erster Hand erfuhren. Interessierten kann nur geraten werden, dieses in seinem Reichtum an Geschichte und Kultur doch einmalige Land zu bereisen, sollte sich ihnen die Gelegenheit bieten. Die Februar-Studienfahrt 2017 bot jedenfalls ob ihrer gelungenen Organisation und gründlichen Vorbereitung eine ausgezeichnete Gelegenheit, sich sowohl ein Bild des antiken Persiens, als auch des heutigen Iran zu machen und lädt dazu ein, nicht nur dieses sondern auch andere Länder in Zukunft besser kennen zu lernen. Robert Hausmann, sowie auch unseren einheimischen Begleitern sei für die fantastische Betreuung der Reise auf das herzlichste gedankt. Dem Historischen Verein für die Steiermark dafür, dass er nun schon seit Jahren ermöglicht, dass interessierte und wissbegierigen Landsleute auch abseits der geliebten Heimat und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gemeinsam die Welt zu bereisen. Dadurch können auch die Steirerinnen und Steirer, nach getaner Reise, dann zu Hause etwas erzählen...

MMag. Paul Schliefssteiner